

Umsonst

Autor(en): **Romano, Mario**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **3 (1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-566876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Die Seite unserer Frauen!“

Umsonst.

Langsam, langsam wälzt der Tag
Trüber Stunden Flut daher;
Weil das Herz nicht hoffen mag,
Ist ihm stets so bang und schwer.

Und doch fließt das Sonnenlicht
Tröstend über Weg und Steg,
Und ein lieb' Vergißmeinnicht
Sehnt sich vielleicht tot am Weg!

Herz, so fang' die Sonne ein,
Freu' dich, daß die Blume blüht!
Trauerst du dennoch allein?
Ach... du bist ja krank und müd'...

Mario Romano.

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

(Fortsetzung)

Ich richtete mich plötzlich auf:
Ich muß die Zeit zurückholen, das Verhängnis aufhalten,
meiner Schuld die Stirne bieten. O Gott“, rief ich bittend
„Nein, nein, es soll noch nicht zu spät sein — es darf nicht!
sein, erbarme dich, erbarme dich doch, laß es noch nicht
zu spät sein!“ Behende warf ich meinen Mantel über mich
und eilte hinaus. Vom Kirchturm her schlug es zehn Uhr.
Ich wußte, wo ich Annelies finden würde. Zitternd klopfte
ich an die Küchentüre. Aber nicht ihre helle Stimme ant-
wortete mir, sondern es war ihre Mutter, die mir freudig
„Guten Tag“ entgegenrief.

„Wissen Sie, Fräulein Helen“, sagte sie aufgeräumt,
„daß ich noch zu Ihnen kommen wollte diesen Morgen? Sie
sollen doch die erste sein, die es wissen muß — äh habq
es ja auch nur Ihnen zu verdanken, daß es nun endlich so
weit ist!“

Voll banger Ahnung starrte ich sie an.

„Ja“, fuhr sie fort und drückte mir warm die Hand, „es
war ja immer so, wenn ich gerne etwas gehabt hätte, dann
hat Annelies gerade das Gegenteil getan und diesmal erst
recht. Aber als sie im Spätherbst von dem Ausflug mit
Ihnen zurückkam, da war sie wie umgewandelt, und wenn
der Werner gut sein wollte mit ihr, hat sie sich nicht mehr
gewehrt und ist ihm nicht immer trotzig aus dem Weg ge-
laufen. Ich war so erstaunt, wie lieb sie auf einmal war,
und nun ist es schon so weit, heute sind sie in die Stadt ge-
gangen und wollen sich die Ringe kaufen und morgen Sonn-
tag feiern wir Verlobung. Denken Sie, nun so auf einmal,
so schnell! Und vorher hat sie sich immer gewehrt, als ob
es in den Tod gehen würde und nun treibt sie selber zur Eile!
Sie ist und bleibt halt doch ein merkwürdiges Geschöpf! —
Aber was ist Ihnen, Fräulein Helen, Sie sehen so blaß und
leidend aus? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Doch — doch, ich habe nur ein wenig kalt“ und zit-
ternd schloß ich meinen Mantel fester zu.

„Ach, kommen Sie doch in die warme Stube und trinken
Sie eine Tasse heißen Tee! Wissen Sie nur“, fuhr sie unbeirrt
fort, „ich habe es dann sofort gedacht, daß Sie Annelies zu
geredet haben und ich danke Ihnen auch vielmals dafür,
auf mich hat sie ja doch nie hören wollen und mir nie ge-
glaubt, wenn ich ihr immer gesagt, daß es ihr Glück ist.
Der Werner ist ja gerade der rechte Mann für sie und hat

sie lieb und ich weiß auch, daß Annelies glücklich wird
mit ihm!“

Wie diese Worte alle auf mich einstürzten, ich hätte auf-
schreien mögen: „Nein — nein, Annelies wird nie glücklich
werden — nie, nie!“ und die Erkenntnis, daß ich einzig daran
schuld war, raubte mir fast die Sinnen.

„Ich glaube, Sie müssen ins Bett, Fräulein Helen“, sagte
die Gärtnersfrau plötzlich ganz erschrocken. „Sie zittern
ja schon wie im Fieber, soll ich Sie hinüberbegleiten?“

„Ach nein“, wehrte ich, „es ist nur die Kälte, das geht
bald vorbei.“ Ich nahm meine letzte Kraft zusammen. „Sagen
Sie Annelies einen Gruß — oder nein — sagen Sie nichts! Ich
will ihr dann selber meinen Segen wünschen.“

„Danke, Fräulein Helen. Aber soll ich wirklich nicht
mit Ihnen kommen?“

Ich schüttelte verneinend den Kopf und wankte hinaus.

Auf den Knien lag ich, wie lange weiß ich nicht. Meinen
ganzen Jammer weinte ich in die Nacht hinaus. Der Schmerz
wühlte und die Schuld verklagte mich — ich fühlte es,
nie mehr würde ich die Ruhe meines Herzens wieder finden.
„Annelies!“ rief ich voll bitterer Reue, kannst Du mir ver-
geben, daß ich es war, die Dich einem Schicksal zugeführt,
das namenlos sein wird, daß ich Dich betrogen habe um
Deinen kindlichen Glauben, Dich allein ließ als Du zu mir
kamst im heiligen Vertrauen — ich sah Dich dem Abgrund
zu schreiten und habe Dich nicht aufgehalten, Dich nicht
vor dem Stürzen bewahrt, nur ich — einzig nur ich mußte
es tun und — ich tat es nicht!“ Nun schreitet eine junge
Seele ihrem Schicksal entgegen und ich kann sie nicht mehr
zurückholen, weil es — zu spät ist!

Heute Morgen war Anneliesens Mutter bei mir, um zu
sehen, wie es mir geht. Sie hätten Besuch, sagte sie, sonst
wäre sie selber gekommen; vielleicht aber dann am Abend.
Ich fuhr auf aus meinem Sinnen: „Ist Annelies glücklich —
ja — ist sie glücklich?“

„Ich kenne sie nicht mehr“, erwiderte mir ihre Mutter,
„immer lacht und scherzt sie und neckt sich mit dem Wer-
ner herum, und gleich nach Neujahr soll die Hochzeit sein;
es sei am besten so, hat sie gesagt.“ — Und ich nickte dazu!
Jetzt warte ich auf Annelies. Ob sie wohl kommen wird?
Müde lehne ich mich in den Polster zurück. Wie mein Kopf
schmerzt, aber meine Sinne sind wach! In meinen Gedanken
hämmert es und scharf wie ein zweischneidiges Schwert
wühlt die Reue in meiner Seele! Ich horche hinaus, aber
nichts regt sich. Alles bleibt still. Wie sie mir zur Qual wird,
diese dumpfe Stille! Das Alleinsein, das ich sonst immer so
geliebt hatte — ich konnte es nicht mehr ertragen! Ich
sprang auf. Alles in mir war aufgewühlt in Angst und Qual.
Ich riß das Fenster auf und horchte hinaus, aber still lag
die Nacht vor mir, still das alte Gärtnerhaus, nicht einmal
ein Lichtstrahl fällt heraus, die Läden sind geschlossen.
Aber war es denn nicht besser, wenn Annelies nicht kam?
Vielleicht fühlte sie es selbst — könnte ich ihr denn ruhig
entgegentreten, ihr unbefangen in die ewig fragenden Augen
schauen? Irgend woher schlug eine Uhr. Langsam schloß ich
das Fenster wieder, da zuckte ich erschrocken zusammen.
Ich hörte, wie drunten die Haustüre geöffnet wurde, hörte
das leichte, ach so vertraute Huschen über die Treppe hinauf.
Dann ein kurzes Anhalten vor meiner Türe und dann leise,
ganz leise tritt sie über meine Schwelle: „Fräulein Helen,
wo sind Sie?“

„Annelies!“ Mehr brachte ich nicht über meine Lippen.
Aber schon saß sie auf ihrem Schemel zu meinen Füßen und
faßte nach meinen Händen.

„Ich komme so spät!“ Sie hielt stockend inne und ich
strich ihr bebend durch das krause Haar. „Sind Sie mir böse,